

Vieleiter und Feinschmecker.

Von Adalbert Baumann.

Von Menschen mit phänomenalem Appetit ist uns manches Beispiel aufgeführt worden, allein da der Massenkonsum nicht zur Bekanntheit hinreicht, muß man annehmen, daß es deren recht viele giebt, aber weil die meisten Leute dieser Spezies nur in ihrem engen Kreise bekannt sind, werden ihre Namen und Thaten nicht der Aufzeichnung würdig erachtet. Nur als dem Humor dienende Kuriosa tauchen solche Figuren auf. So erzählt Fritz Reuter in seinen „Läusen und Nimmeln“ von einem medienburgischen Jaspeter, Namens Brandt, wie er unter den Virtuosen gleich einer lebendigen Verheerungsmaschine gewirkt habe. Eine Illustration erzählt der Appetit dieses biederen Defononikers durch seine Sätze: „Ne wans (Was) ist doch ein knacksen Bagel; mit ein wird man kaum freihändig nicht satt, und et man twei, de etwa groot, verbernt man sich dat Mittagbroot.“ Was sonst noch Landleute an Bauernhochzeiten zu leisten vermögen, davon werden staunenswerthe Beispiele gegeben.

Die Ansichten kaum getheilt sein dürfen; denn der Feinschmecker ist doch von edlerer Organisation, der Vielleser hat mehr thierische Natur. Man unterscheidet zwischen dem Gourmand und Gourmet. Letzterer ist derjenige, welcher für seinen gekochten Geschmack die nach der wissenschaftlichsten Art zubereiteten Lederbissen auswählt; der Gourmand nähert sich mehr der Klasse großer Esser, der Schwelger.

Es hat Köche gegeben, welche für ihr nach wissenschaftlichen Studien gemacht und sich den Naturwissenschaften und der Medizin gewidmet haben; so Montier, der Leibkoch Louis des Fünftehnten. „Ein wahrer Koch“, so sagt Dr. Alibert, „muß die Kunst verstehen, die Nahrungsmittel durch das Feuer zu modifiziren. Diese Kunst erfordert tiefe wissenschaftliche Studien. Man muß lange Zeit über die Produkte der Erde nachgedacht haben, um die Speisen mit Geschick anzurichten, sie wohl schmecken zu machen und die besten Inzidenzen zweckmäßig verwenden zu können.“ Als Klappen der Kochkunst werden die Saucen, diese Eihüllungsmitel so vieler Speisen, bezeichnet; sie erfordern gründliche Kenntniß der Chemie. Der Gastrolog Baron von Baerz nennt sie in seinem Werk „ideale schaffende Wesen.“ Er erzählt von einer Wette, die ein großer Saucenköchler mit einem gewöhnlichen Koch dahin eingegangen sei, er wolle durch eine Sauce ein Paar alte Waagen schmirre und seine Winterschmelze eßbar machen. Das alle Leberzeug hielt er vier Wochen lang in kaltem Wasser; täglich wurde frisches Wasser aufgegossen, das Leber immer auf's Neue gereinigt, dann zwei Wochen ununterbrochen in starker Bouillon gelocht, weiter durch Hadmesser in kleinste Theile getheilt; und in einer pikanten Burgundersauce mundete das Gericht vortreflich.

Die Empfänglichkeit eines echten Gourmet vor der Tafel spricht Baron v. Baerz in folgender Weise aus: „V. überflogte flüchtig, was zu erwarten ist, wenn alles in reiner Harmonie steht, — ich träume anmutig, lieblich, kindlich, gemüthlich. Mein Gaumen schreit laut nach Wein, aus Rosengebüsch tönt Nachtigallen-Gesang, begleitet vom Murmeln der Quellen, anmuthvoll getragen auf leisen Flügeln der Westwinde.“ Aber seinem Zorn über ein schlechtes Gastmahl giebt er folgenden heiligen Ausdruck: „Wenn der Wirth, der durch seine Einladung die feierliche Verpflichtung übernommen hat, so lange ich unter seinem Dach bin, für mein Wohl zu sorgen, zu denken und zu denken, mich an dem gelinden Feuer vierstündiger Erwartung zu einem Göttermahl vorbereitet, um mich dann meine einen Tantalus zu behandeln, so sei ferner kein Verzeir mit uns! Sah ich nicht froh da und heiter in begehrter Erwartung? Fort ruhe das Plektron — ich meine den Köchel — in meiner Rechten. Er entfällt mir, ich bin das Bild der geläufigsten Hoffnung, des verborger Schmerzes, der sprachlosen Resignation, ganz wie Niobe, der blühenden Kinder der Phantastie mit einem Male beraubt. Der Wirth münche ich aber auf die Gewürzinsel, wo das „piper, nigrum et album“ wächst!“

Bei dem Ereigniß berühmter Küchen-Gefesse ist es bezeichnend, daß sie, die ihnen ihre Kunst für das Höchste galten, sich bei solchen Herrlichkeiten unbeherrschbar fühlten, die ihre Meisterhaftigkeit nicht voll zu würdigen verstanden. So wird von einem Koch Namens Felix berichtet, daß er nur aus diesem Grunde den Dienst des Herzogs von Wellington verließ. Er beklagt sich über den Herzog wie folgt: „Bereite ich ihm ein Mittagessen, worüber lide und fränke ich (zwei große Kollagen des Geseß) vor Weid werden würden, so sagt er nichts dazu; trage ich ihm ein Mittagessen auf, das von einer Küchenmagd angerichtet und schlecht angerichtet ist, er sagt abermals nichts. Bei einem solchen Herrn kann ich nicht dienen, und wäre er hundertmal ein Held! Auch über Napoleon's I. Stumpfsinn im Geschmack haben seine Gefesse bitter getollt. Er war unregelmäßig in seinen Mahlzeiten, oft schnell und oft schlecht. Infolge dessen litt er oft an Verdauungsbeschwerden. Es wird von einem Gastrofophen behauptet, daß viele bei der Schlacht von Leipzig ihre Thatkraft beinträchtigt haben, die Unregelmäßigkeit ihrer Mahlzeit habe seine Gesundheit untergraben und sein Leben verkurzt. Viel mehr Aufmerksamkeit widmete Friedrich der Große der Tafel. Er ließ sich alle Morgen den Küchengelbten verlegen und überließ ihn häufig. Er liebte die schriftlichen, fettesten Speisen und das Vitante, wie sein Koch Noel berichtet hat. Selbst Rindfleisch mußte für ihn mit Branntwein und Knoblauch zugerichtet werden. Die Saucen wickeln an seiner Tafel eine große Rolle. Dagegen ist von dem Fürsten Karnik bekannt, daß er nur einfache Kost, meist täglich Hubn mit Reis, genoß. Als echter Gourmand aalt der mehr als Lustspielbichter denn als Militär bekannte und schon erwähnte General Steigenzsch. Nach seiner Theorie muß der Luxus eines guten Dieners sich von der Suppe arabicum steigern und sich erst beim Dessert in der reichsten Fülle offenbaren. Gute Diners enden, so sagte er scherzhaft, so wie schlechte beginnen, indem man den Gästen warmes Wasser vorsetzt.

Die Gastronomie, welche ebenso sehr die Kunst, zu essen, und die volle Würdigung der Speisen wie die Lehre ihrer Zubereitung umfaßt, hat durch die Gastrofophie, die für die Verfeinerung des Geschmacks, den ästhetischen Genuß der Tafelgenossen und ihre gesundheitsliche Wirkung der Theorie aufstellt, eine wissenschaftliche Grundlage erhalten. Einer der vornehmsten Schriftsteller auf diesem Gebiete ist Antheleme Brillat-Savarin, Richter des Pariser Kassationshofes zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, durch sein Werk „Physiologie du goût“ geworden. Er gehörte durchaus nicht zu den Schwel-

Die Mutter.

Von Max Möller.

Der Heiland winkte — der Tod erschien. „Soll ich schon wieder menschenwärtlich ziehen? Soll ich schon wieder Erdenglied werden? Soll ich schon wieder Gejammer hören?“ „Siehst Du da unten das Haus am Strand?“ „Ach seh's, Herr, leider ist's mir bekannt.“ „Ich war ja gestern erst drinnen im Haus.“ „Geh hin, und hole die Mutter her!“ „Nein, Herr, bedenke doch erst Dein Wort!“ „Erst gestern holte den Vater ich fort! Selten noch fiel mir ein Gang so schwer!“ „Er wollte nicht mit und sträubte sich sehr.“ „Sechs Kinder leben und hungern da drinnen, Was sollen die ohne die Mutter beginnen?“ „Nein, Herr, ich les es in Deinem Gesicht.“ „Die Wärmchen verderben, das willst Du nicht.“ „Gesell, hast Du mein Wort nicht vernommen?“ „Du bist wohl lange nicht erdwärts gekommen?“ „Du lebst in Herrlichkeiten und Pracht! Du siehst nicht: Glend, Dunkel und Nacht!“ „Dein Thron ist von Glorie ewig umfesselt!“ „Wo ater kenne die Menschen, die Welt!“ „O, glaub mir —“ „Bring mir die Mutter her!“ „Meister, mach mir das Herz nicht schwer!“ „Ich bin ja sonst lauter Kraft und Grimm!“ „Ach höre ja sonst nicht des Mitleids Stimm!“ „Ich bin ja schon ait im Hentersdienst worden, Am heimlichen Würigen, im särmenden Werden, Lech hier wird reich mein eherner Sinn.“ „Herr, schide mich nicht nach der Mutter hin, Und solltest Du dennoch zum Gange mich zwingen, So laß mich Dir gleich auch die Kinderchen bringen; Eh' sie den Hungertod qualvoll da leiden.“ „Laß auch gleich sie aus dem Jammerthal scheiden.“

Die wahre „Glückzahl“.

Man hört so oft von einer guten oder bösen Zahl reden, doch welche bestimmte Zahl eigentlich als gut oder zu betrachten sei, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. „Am meisten verpönt ist ja, wie bekannt, die arme „Dreizehn“, deren unglückbringende Eigenschaften schon Mandar an sich erfahren haben will; aber auch die „Sieben“ wird von abergläubischen Menschen mit Mißtrauen behandelt, und vielfach wird sogar behauptet, daß jede ungrade Zahl Unangenehmes im Geselge hebe und daher thumlich zu vermeiden sei. Von etwaigen „böen“ Zahlen soll hier jedoch nicht die Rede sein, sondern im Gegentheil von einer sogenannten Glückszahl, die kürzlich das Gesprächsthema oder vielmehr schon das Streitobjekt einer sonst sehr gemüthlichen Stammrunde bildete. Einer der Gäste erklärte nämlich, daß „neun“ als die Glückszahl zu bezeichnen sei. Es gebe neun Mäusen, das Stegelspiel hätte neun Regeln, eine Kage bestähe neun Leben u. s. w. u. s. w. „Ach, Unsinn“, unterbrach ihn ein Anderer; „Neun ist die wahre Glückszahl. Man befindet sich im siebenten Himmel, der Regenbogen hat sieben Farben, ein Glückszahl ist der siebente Sohn des siebenten Sohns, u. s. w. „Sehr weise gesprochen“, bemerkte ein Dritter; „aber nach meiner Ansicht ist „fünf“ die glückbringende Zahl, der Mensch hat fünf Sinne, fünf Finger an jeder Hand, fünf —“ „Behalte das Uebrige für Dich“, meinte nun ein etwas unhöflicher Gese. „Drei ist unzweifelhaft die wirkliche Glückszahl. Da ist zuerst die heilige Dreieinigkeit; dann sagt man, aller guten Dinge sind drei, bei einem Raft werden drei Hochs ausgebracht, man spielt Stat zu Dreien und noch viele andere Beispiele lassen sich anföhren.“ Diese Auseinandersetzungen wurde mit verächtlichen Achselzucken beantwortet; dann erhob ein seelenvoller Kinkling seine Stimme: „Nun, meine Herren, Sie irren sich; nur „zwei“ kann die wahre, Glück bringende, Glück in sich schliefende Zahl sein! Man selbst und die Anzettelte, das sind nachherade genau. Zu Zweien allein, das ist das Schönste auf Erden und darum muß man der „Zwei“ den Vorrang lassen.“ Ein Zubehörer mit harten, unbeweglichen Zügen hatte der immer lebhafter werdenden Diskussion bisher theilnahmlos zugehört; jetzt blickte der Mann auf und sagte mit kalter, etwas höhnisch klingender Stimme: „Sie sind Alle auf dem Holzwege, meine Verehrten; „Eins“ ist die einzige wahre Glückszahl. Wünschen Sie je im Leben weiter zu kommen, denn vergessen Sie das nie!“ Tiefes Schmeien feste diesem Ausspruch und nachentlich ging man auseinander.

Dokter Grün.

Wenn die Menschen dich verwunden, Gehe in den grünen Wald; Jedes trante Herz gesundet, Von so milder, Pflanze bald!

Rasenna.

Wenn gegen wen, der treu sonst zu dir hält, Dich ein vielleicht gerechter Groll befüllt, Laß nicht dein Herz vom Freundesherzen lösen, Und wenn sein Auge bittend auf dir ruht, Land du sagst nicht: Ich bin dir wieder gut, Denn bist du wohl auch niemals gut gewesen. Als Kobold.